

Erinnerungen an vergangene Tage

Ruth Diedrichs, geb. Fritz

Arheilgen 2007

Vier Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde ich als 2. Tochter des Ehepaars Fritz in Arheilgen geboren. Es war eine Zeit des Wiederaufbaus und des Friedens. Aber dennoch war das Leben damals nicht einfach, weil die hohen Kosten der Reparationslasten, die uns Deutschen auferlegt worden waren, immer noch an die Siegermächte entrichtet werden mussten. Es gab sehr viele Arbeitslose, und der Aufbau in fast allen Berufsfeldern kam nur sehr sehr langsam wieder in Gang. Sparsamkeit und sich Bescheiden war für jedermann selbstverständlich und jede noch so geringe Verbesserung der Lebensverhältnisse war ein Grund zur Hoffnung und zur Freude. Wir kannten es nicht anders und waren zufrieden.

Meine Eltern besaßen einige Äcker und hielten im Stall ein Schwein und im Garten die Hühner. Das war eine große Hilfe für die Versorgung des Haushaltes, der meist 7 - 10 Personen umfasste. Sie hatten ein Ladengeschäft (Porzellan - Haushaltwaren) und zu dieser Zeit war es üblich, dass das Personal mit im Hause wohnte und Familienanschluss hatte. Wir konnten als weitgehende Selbstversorger uns immer satt essen, wenngleich das Essen im Vergleich zu heute sehr einfach war. Die Mutter teilte jedem sein Teil zu, Kartoffeln, Gemüse und Brot konnte man aber immer noch nachholen. Fleisch gab es meist nur an Sonn- und Feiertagen. Die Mahlzeiten wurden, abgesehen von unserer Verspätung durch die Schule, immer gemeinsam eingenommen und mit einem Gebet begonnen und einem Dankgebet beendet. Dem Frühstück folgte stets eine kleine Familienandacht, die der Vater hielt.

Des Abends vor dem Einschlafen kam immer ein Elternteil noch zum Beten an unser Bett. Wir lernten dabei Gott um Vergebung zu bitten für das, womit wir ihn oder jemanden anders betrübt hatten und auch zu danken für das was schön und gut gewesen ist. Natürlich kamen dabei auch unsere Bitten und all unsere Wünsche an ihn nicht zu kurz.

Die Mithilfe im Haushalt und Geschäft war für uns selbstverständlich. Wir sahen das ja auch bei den Eltern nicht anders. Mutti, die neben dem Vater die Seele des Geschäftes war, ging nach Geschäftsschluss oft noch in den Garten und hielt ihn auf dem Laufenden oder sie arbeitete noch im Büro. Viel Zeit verbrachte sie zwischendurch an der Nähmaschine, wo sie uns in der ersten Zeit noch alle unsere Kleider selber nähte und die gesamte Wäsche immer wieder in Ordnung brachte. Da es zu dieser Zeit noch keine Haushaltsmaschinen gab, war auch der Aufwand für die Reinigung der Kleidung und Wäsche sehr Kräfte aufwändig. Man hatte eine Waschküche in welcher ein großer eingemauerter Kupferkessel über einer Feuerstelle hing. Darin wurde die Wäsche gekocht und über einem gewellten Waschbrett sauber gerieben und danach in mehreren großen Zinkwannen gespült und dann ausgewrungen und zum Trocknen auf die Leinen gehängt. Das war bei den schweren leinenen Betttüchern keine leichte Arbeit und der wöchentliche Washtag war sicher der anstrengendste Tag in der Woche.

Da es zu dieser Zeit noch keine Tiefkühltruhen gab, wurde sehr viel in Vorratsgläsern eingekocht. Da standen dann weit über 100 Gläser mit Obst und Gemüse gefüllt im Keller. Das Weißkraut wurde im Herbst eingeschnitten, mit Salz gemischt und in große Steinkrüge eingestampft, so hatte man Sauerkraut über den ganzen Winter. Im Herbst wurden auch die Zwetschenbäume abgeerntet und das Zwetschenmus (Latwerge) davon gekocht. Das war sehr aufwändig und wurde deshalb fast immer in einem kleinen Freundesfest gefeiert. Dazu wurde der Kupferwaschkessel in der Waschküche gründlich gereinigt und das Mus darin gekocht. Hierzu lud man Freunde und Nachbarn ein, die mithalfen beim Entkernen und Rühren. Dabei gab es bei frischem Zwetschenkuchen und Getränken viel zu erzählen und manche Erinnerungen wurden ausgetauscht und Neuigkeiten kommentiert. Mit einem großen Holzrührer mussten die Zwetschen im Kupferkessel ständig gerührt werden . Das ging die ganze Nacht hindurch bis das Mus am Morgen soweit eingedampft war, dass ein zäher fester Brei entstanden war, der dann in kleine Steinkrüge eingefüllt wurde und über den Winter als Brotaufstrich diente. (Ich erinnere mich, dass bei einem solchen Anlass mein damaliger künftiger Schwager zum ersten Mal bei uns zu Gast war, und sich selbstverständlich in die Runde einreichte und eifrig, mit vielen lustigen Beiträgen, die Zwetschen mit uns entkernte) Aus den Beeren und den Äpfeln im

Garten wurde zusätzlich noch jedes Jahr Gelee gekocht, der dann eine willkommene Abwechslung zur Latwerge bot. In jedem Haushalt wurden einige Zentner Kartoffeln eingekellert, die soweit sie nicht selber erzeugt wurden, von den Bauern der Umgebung mit einem Pferdefuhrwerk angeliefert wurden. So war man für den Winter gerüstet. Südfrüchte gab es sehr selten, meist nur die Orangen um die Weihnachtszeit, die dann streng rationiert waren .

In meiner frühen Jugend gab es noch keine Badezimmer. Man wusch sich im Schlafzimmer am Waschtisch, wohin man zuvor das Wasser in einem Waschkrug aus der Küche holte. Gebadet wurde dann am Samstagabend in der Küche in einer eisenverzinkten Badewanne. Das Badewasser hierzu wurde auf dem gemauerten Küchenherd, der mit Holz und Kohle beheizt wurde, in einem großen verzinkten Topf heiß gemacht.- Da mein Großvater Bauunternehmer war, gab es in unserem Haus schon früh einige Toiletten, aber die waren immer abgeschlossen. Es gab ja noch keine Kanalisation und die Fäkalien wurden in eine große unterirdische Grube im Hof geleitet, von wo sie von den Bauern, wenn sie voll waren, abgeholt und auf ihren Feldern verteilt wurden. Das wäre bei der Benutzung der Wasserspülung in den Toiletten zu teuer geworden. So behalf man sich mit einer einfachen Holztoilette ohne Spülung im Hof.

Geselligkeit wurde in unserem Haus immer groß geschrieben. Da meine Mutter sehr musikalisch war, unterrichtete sie uns selbst im Harmoniumspielen oder Flöte- und Gitarren spielen. Es wurde sehr viel gesungen, wozu sich auch immer junge Gäste einfanden. Vater fand sich oft bereit Gesellschaftsspiele mit uns zu machen. Am liebsten spielte er Schach. Da er im Schachclub war, hatte er darin ein gutes Können, das uns noch fehlte, so machte uns dies oft weniger Freude.- Am Bescherabend nahm er uns gerne mit, wenn er noch einige arme Familien besuchte und ihnen Geschenke brachte. Erst danach kam dann immer unsere Bescherung. Die bestand meist aus notwendig gewordenen Kleidungsstücken. Fast immer bekamen auch unsere Puppen neue Kleider, die Mutti heimlich genäht hatte. Papa hatte uns eine Puppenküche und einen Kaufladen angefertigt, die jedes Jahr neu ergänzt wurden. Wir hatten eine frohe und zufriedene Kindheit.

Sonntags gingen wir oft, meist mit befreundeten Familien, in den Wald. Da wurden die Musikinstrumente mitgenommen und viel gesungen und auch Spiele gemacht. Die Gottesdienste wurden dabei nie vernachlässigt, ohne sie wäre es kein rechter Sonntag gewesen. Wenn meine Mutter in der Kirche die Orgel spielte, durften wir manchmal die Bälge treten. Das machten wir immer sehr gerne, da man von der Empore, wo die Orgel stand, so gut das Geschehen im Kirchenraum beobachten konnte. Wir empfanden unsere Tage als reich gefüllt, auch ohne Auto, Radio, Fernsehen und Computer, das ja alles für uns erst später kam.- In Urlaub fuhren damals nur die ganz Reichen. Für uns war es immer eine Freude, wenn die Eltern uns in den Ferien zu unserer badischen Oma oder zu einer ihrer Schwestern auf den Bauernhof brachten. Das genossen wir besonders, weil wir, im Gegensatz zu daheim, bei der Oma die Marmelade so dick auf das Brot schmieren durften, wie wir es wollten.

Es begann unsere Schulzeit, da war absoluter Gehorsam und Disziplin angesagt. Es gab noch die Prügelstrafe und den Rohrstock. Unsere Eltern machten uns drei Schwestern den Besuch des Gymnasiums möglich. Das war damals für Mädchen noch sehr selten. Wir waren in meinem Jahrgang aus ca 70 Schülerinnen nur zwei, die die Volksschule verlassen durften. Vom Gymnasium an habe ich keinen Rohrstock mehr gesehen.

Wirtschaftlich ging es auf eine Krise zu. Die Zahl der Arbeitslosen war 1931 schon auf 6 Millionen gestiegen. Das ebnete dem Nationalsozialismus den Weg und führte mit Adolf Hitler in das Chaos. Zwar ging es anfänglich aufwärts. Die Wirtschaft erholte sich. Autobahnen wurden gebaut. Auch mein Vater kaufte sich ein Auto. Es war das 5. Auto in unserem Ort mit damals ca. 8000 Einwohnern, wurde aber, mit Ausnahme von der Ferienfahrt zur Großmutter, nur für das Geschäft benutzt. Es ging scheinbar weiter aufwärts . Die Stummfilmzeit begann und die ersten Radios wurden gebaut. Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ umkreiste die Erde.

Doch schon bald zogen dunkle Wolken durch das Land. Die Nationalsozialisten zeigten ihr wahres Gesicht. Wir wurden völlig einseitig informiert und in den persönlichen Freiheiten immer mehr eingeschränkt. Der Beitritt im Bund Deutscher Mädchen wurde für uns Pflicht und die christlichen Jugendgruppen, die wir vorher besucht hatten, wurden verboten. Hinter vorgehaltener Hand hörte man

von Konzentrationslagern, Bücherverbrennungen und es gab Rassengesetze, die die Menschen anderer Hautfarbe ausgrenzten. Waren die Nationalsozialisten am Anfang noch in ihren braunen Uniformen in die Kirche gegangen, so zeigten sie sich bald von ihrer wahren Seite. Unsere Kirche wurde zugenagelt und auch später das dazugehörige Gemeindehaus. Unser mutiger Pfarrer, Karl Grein, hielt daraufhin in seinem Pfarrhaus des Sonntags dreimal hintereinander Gottesdienst. Da saßen wir dann in seiner Wohnung und auf der Treppe und hörten auf seine ermutigenden Worte, sangen und beteten. Ohne Risiko war das nicht, denn das Pfarrhaus und die hinein gingen, wurden immer beobachtet. Nur wenige trauten sich etwas gegen die Regierung zu äußern und die es taten wurden eingesperrt. Ich erinnere mich, dass meine Mutter es oftmals abends wagte einen ausländischen Sender am Radio einzuschalten, um sich so über das, was wirklich in der Welt und im Land geschah, zu informieren. Das war streng verboten und hätte ihr die Freiheit gekostet, aber mein Vater stand während dieser Zeit immer am Tor und bewachte das Haus, dass keiner unbefugt lauschen konnte.

Dann kamen die 6 Kriegsjahre und mit ihnen die schweren Luftangriffe. Wir erlebten schlimme Tage und Nächte. Weil wir uns in Arheilgen meist in der Flugroute nach Süddeutschland der feindlichen Flugzeuge befanden, mussten wir viele Stunden im Luftschutzkeller verbringen. Es war immer sehr aufregend, wenn nachts die Sirenen heulten und man aus dem Bett in den Keller musste. Das dauerte meist viele Stunden. So kamen wir am anderen Morgen oft unausgeschlafen und müde zur Schule.- Ich hatte in der Zwischenzeit die Wirtschaftsoberschule in Darmstadt besucht, die damals noch nicht die Möglichkeit zum Abitur bot. So meldete mich der Direktor dazu in Mannheim an mit der Möglichkeit eine Klasse zu überspringen. Das hätte mich meinem Ziel Handelsschullehrerin zu werden rasch näher gebracht. Jedoch obwohl ich dort schon ein Zimmer bekommen hatte, musste ich darauf verzichten, weil die Bombenangriffe auf Mannheim verstärkt und so grauenvoll waren, dass die entbehrlichen Einwohner von dort evakuiert wurden. So blieb ich stattdessen daheim und arbeitete als Sekretärin bei Fa. Schenck in der Rüstungsindustrie. Dort war ich wenigstens sicher vor dem Zugriff durch die Nazis in den Krieg. Auch meine jüngste Schwester hatte Schwierigkeiten in ihrer Ausbildung. Sie wurde als Lehrerin in einen kleinen hinterwäldlerischen Ort ohne Bahnanschluss versetzt mit der Begründung, dass ihre Familie infolge ihrer christlichen Einstellung politisch unzuverlässig sei.

Das letzte Kriegsjahr war angebrochen, als es für mich zu einer entscheidenden Wende kam. Das war eine merkwürdige Führung. Nur einmal in meinem Leben habe ich einen Jubiläums-Gottesdienst in Heidelberg besucht und auch ein Ingenieur aus Ludwigshafen war nur ein einziges Mal dort. Wir kannten uns vom Sehen aus seiner Darmstädter Zeit und er kam auf mich zu und wir machten uns bekannt. Aus dieser Begegnung wurde schon nach einem halben Jahr unsere überaus glückliche 55 jährige Ehe. Wir hatten immer die Gewissheit, dass Gott es war, der uns auf so eine wunderbare Weise am Kriegsende zusammengeführt hatte.- Auch mein Mann hatte schwere Einbußen durch die Hitlerregierung hinnehmen müssen. Gerade als er seine Ernennung zum Reichsbahninspektor bekommen hatte, wurde bekannt, dass er nicht mehr in der nationalsozialistischen Partei war. Er hatte damals zur Genehmigung der Beschäftigung als Beamter dort eintreten müssen. Seinen Verbleib konnte er aber später mit dem Gewissen nicht mehr verantworten. Um seiner Entlassung vorzubeugen musste er deshalb seine Laufbahn aufgeben und kündigen. Er fand in der Privatindustrie einen neuen Arbeitsplatz, wurde aber bald darauf eingezogen. Von seinem Ausbildungsstandort aus wurde er, noch bevor er an die Front kam, aber wieder ausgewählt und zum besonderen Einsatz in die Heimat geschickt. Hier galt er als „unabkömmlich“ und konnte weiterhin als Zivilist bei der IG.-Farben (Buna II) in Ludwigshafen arbeiten mit dem Auftrag Fabriken für die Herstellung von künstlichem Benzin zu konstruieren und zu planen, welches für die Wehrmacht dringend gebraucht wurde. In Ludwigshafen erlebte er in steter Folge schwere Luftangriffe. Bei der versuchten Rettung der Bewohner eines brennenden Hauses wurde er selbst schwer verwundet und lag mit schweren Rippenbrüchen und einer Rauchvergiftung am Straßenrand, wo er am nächsten Morgen aufgesammelt und in ein Krankenhaus gebracht wurde. Der Krieg war längst auch in der Heimat angekommen.

Lichtblicke waren aber jetzt für uns, wenn er einen freien Sonntag hatte, seine Besuche bei uns in Darmstadt, die er manches Mal, wenn die Bahnlinien des nachts wieder durch Bomben zerstört worden waren, mit dem Fahrrad hinter sich bringen musste. Doch leider war dies nur einige Wochen für uns möglich. Mittlerweile hatten auch die Nazis gemerkt, dass man den Krieg nicht mehr

gewinnen konnte und nun mussten auch alle „unabkömmlichen“ Männer an die Front. Mein Mann wurde nach Koblenz einberufen. Während seiner kurzen Ausbildungszeit war es uns noch möglich unsere Hochzeit zu arrangieren. Es konnten sogar noch die Schwiegereltern aus der Altmark dazu anreisen; das war in den letzten Kriegswochen nicht ohne Gefahr. Sie mussten mehrmals aus dem Zug aussteigen, um vor den angreifenden Tieffliegern im umliegenden Gelände Schutz zu suchen. Auch mit unseren Gästen mussten wir während der Feier unterbrechen und Schutz im Luftschutzkeller suchen. Dennoch wurde es zwar eine einfache und doch eine dankbare Feier. Das Brautkleid bekam ich von meiner Schwester, die ein Jahr zuvor geheiratet hatte. Zwei Jahre später erhielt es dann die jüngste Schwester, die ja die kleinste war, und bei der es dann endgültig abgeschnitten werden konnte. Die schwarzen Schuhe wurden weiß angestrichen; man war gewöhnt zu improvisieren. Als eigene Wohnung hatten wir mein Schlafzimmer und damit ein Dach über dem Kopf. Das war in Darmstadt nicht selbstverständlich. Gerade einige Wochen zuvor war der große Luftangriff auf Darmstadt gewesen, wo 300 000 Bomben gefallen waren und fast die gesamte Innenstadt zerstört worden war. Es gab 70 000 Obdachlose und über 12 000 Bürger waren ums Leben gekommen. Als mein Mann und ich 8 Tage später durch die Stadt gingen lagen immer noch Tote auf der Straße, die einen teilweise völlig verkohlt und verbrannt und die andern, die durch Minen umgekommen waren, sahen noch fast so aus als würden sie leben. Der Krieg wurde immer schrecklicher.- Schwer war dann der Abschied eine Woche nach unserer Hochzeit. Ich begleitete meinen Mann noch zu seiner Truppe nach Heidelberg, von wo es dann für ihn an die Front ging. Ein ganzes Jahr lang habe ich danach nichts mehr von ihm gehört. War er im Westen, wo die Amerikaner gelandet waren, war er im Osten, wo die Russen vorwärts marschierten und grausame Vergeltung übten?

Bei uns in der Heimat war die Situation durch den herannahenden Feind auch mehr und mehr bedrohlicher geworden. Ich war für die letzten beiden Monate in den Odenwald zu meiner Schwester evakuiert, um ihr zur Seite zu sein und auch weil man sich dort sicherer glaubte. Aber gerade da hatte sich eine versprengte Truppe in das Tal hinein begeben und führte dort ihre letzten erbitterten Kämpfe durch. Es war aussichtslos, aber hinter den Soldaten standen ihre eigenen Landsleute und zwangen sie mit ihren eigenen Waffen zu den letzten verzweifelten Kämpfen. Keiner durfte sich ergeben und viele starben noch so sinnlos. Wir Zivilisten mussten unsere letzten Nächte mit meiner kleinen Nichte auf einem Kohlenhaufen in einem Gewölbekeller verbringen, bis dann endgültig Schluss war und die weißen Fahnen gehisst wurden.- Der Krieg war zwar nun zu Ende, aber die Bahnlinien und die Postverbindungen waren noch völlig zerstört und wir konnten nichts vom Ergehen unserer Lieben daheim erfahren. Wir waren aber sehr besorgt um unsere Eltern. So machten wir uns mit dem Kinderwagen zu Fuß vom Odenwald über Bensheim auf den 35 km langen Weg nach Darmstadt und waren erleichtert daheim alles wohlbehalten anzutreffen.

Endlich kam überraschend ein durchgeschmuggelter Brief als „Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen“ von meinem Mann bei mir an. Wenige Wochen danach, wir konnten es kaum fassen, kam er selbst nach einer achttägigen abenteuerlichen Flucht aus Frankreich wieder gesund nach Hause. Das war ca. 1/2 Jahr nach Kriegsende und eigentlich ein echtes Vorrecht, denn viele Soldaten mussten noch eine sehr lange Zeit in Gefangenenlagern verbringen. Wir waren Gott für all seine Durchhilfe und Bewahrung von Herzen dankbar und unser gemeinsames Leben konnte beginnen.

Arheilgen war von den Bombenangriffen nahezu verschont geblieben. Meine Schwestern waren ausgezogen, so konnten wir uns eine kleine Wohnung einrichten. Es gab Bezugscheine für Kleidung, Essen und Wohnung. Mein Mann war jetzt voller Ideen, um beim Wiederaufbau zu helfen. Nach kurzer Zeit machte er sich selbständig, zuerst mit Artikeln für den Haushalt. Da es ja an allem Nötigen fehlte, war der Absatz immer gewährleistet. Schon verhältnismäßig bald kam es, weil es in Hessen an Kinderwagen fehlte, zum Beginn der Kinderwagenherstellung. Von Anfang an konnte ich ihm im Kaufmännischen zur Seite stehen und wir durften so, nach all den notvollen Jahren, eine gesegnete und frohe Zeit miteinander erleben. Mein Mann verstarb 2000 im Alter von 88 Jahren. Jetzt führt mein ältester Sohn die Firma und schon stehen die Enkel bereit, um den Betrieb, der heute hauptsächlich als Autozulieferer tätig ist, weiter zu führen. Ich bin nun 85 Jahre alt und blicke zurück und kann nur aufrichtig „Gott sei Dank“ sagen.